

Die Darstellung der Ökonomie

Überlegungen zu einer empirischen Theorie der Praxis

Herbert Kalthoff

1. EINLEITUNG

Die Prominenz praxistheoretischer Denkschulen geht im Wesentlichen auf Entwicklungen in der Soziologie, in der neueren Wissenschaftssoziologie und in der Philosophie zurück. Nicht zu vergessen ist der (kritisch geprägte) marxistische Diskurs zur Praxis und Praxisphilosophie (etwa Lukács 1970). In der Philosophie waren es insbesondere die Arbeiten von Martin Heidegger und Ludwig Wittgenstein, die jeweils auf ihre Weise das Terrain für ein systematischeres Nachdenken über die Bedeutung und Beschaffenheit von Praxis bereiteten. Martin Heidegger konzipiert Dasein u.a. als eine Welt, in welcher der Mensch und die Dinge untrennbar miteinander verschränkt sind; Dasein ist ebenso eine an sich selbst erfahrbare individuelle Existenz, in der und durch die sich der Mensch entfaltet. Praxis ist für Heidegger in diesem Zusammenhang *Umgang* und *Umsicht* mit der Welt (Heidegger 2001: 66, 69), das heißt ein alltägliches Besorgen und ein alltäglicher Ding-Gebrauch, aber auch Erkennen und Nachdenken. Wir haben es – so die Annahme – als Subjekte immer schon mit etwas zu tun: mit einer Situation oder mit anderen Individuen, mit Objekten oder mit uns selbst. Auch in Ludwig Wittgensteins Spätphilosophie (Wittgenstein 1984) geht es um die Verwendung und damit um das Können einer Sprache oder eines Spiels. In seiner Gebrauchstheorie der Bedeutung wird insbesondere die Vertrautheit mit den Regeln der Verwendung in der Praxis wichtig. Wenn die Bedeutung von sprachlichen Äußerungen in ihrem konkreten, praktischen Gebrauch liegt (Wittgenstein 1984: § 43), dann sind die Bedingungen des Gelingens (oder des Scheiterns) der Gebrauchsweise von Interesse, und zwar im Hinblick auf die sprachinhärente Konstitution einer außersprachlichen Wirkung von Sprechhandlungen. In der neueren Philosophie ist vor allem Theodore R. Schatzki zu nennen, der insbesondere auf Wittgenstein, aber auch auf Pierre Bourdieu Bezug nimmt. Bei ihm sind Praktiken Zusammenhänge von Aktivitäten, die körperlich in mate-

riellen Settings vollzogen werden. Die Aktivitäten sind durch ein praktisches und allgemeines Verstehen, durch Regeln, Grundsätze und Instruktionen sowie durch Ziele und Absichten, Gefühle und Stimmungen geprägt. Diese innere Organisation verleiht Praktiken ihren Sinn und macht sie für andere erst verständlich. Schließlich vollziehen sich – so Schatzki – Praktiken stets inmitten materieller Arrangements, welche diese erst ermöglichen, aber auch eingrenzen. Wichtig ist dabei, dass Schatzki Ziele etc. nicht individuellen Akteur/innen zurechnet, sondern als Merkmale von Praktiken definiert (Schatzki 1996; 2002). Ferner sind hier für die soziologische Diskussion verschiedene praxistheoretische Entwürfe oder Ansätze zu nennen und zwar insbesondere Großtheorien (Pierre Bourdieu, Anthony Giddens) und Mikrosoziologien (Erving Goffman, Harold Garfinkel). Diese Schulen aktivieren ihre eigenen theoretischen Bezugspunkte wie etwa den Pragmatismus und die Phänomenologie, den Strukturalismus und Sprachphilosophien (ausführlich Reckwitz 2000). Wissenschafts- und Techniksoziologien, aber auch machttheoretische Ansätze, sind hingegen weniger praxistheoretisch orientiert, sondern können als »Theories of Arrangement« (Schatzki) verstanden werden.

Dieses heterogene soziologische Projekt Praxistheorie ist ein theorieplurales Unterfangen mit seinen Inkonsistenzen und Widersprüchen, sich ergänzenden und inkompatiblen Vokabularen sowie unterschiedlichen empirischen Vorlieben respektive Strategien, die in ihrer Umsetzung selbst noch einmal Theorie vollziehen. In den verschiedenen Soziologien (und auch anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen) hat sich das praxistheoretische Denken etabliert – etwa in der Bildungssoziologie (bspw. Alkemeyer et al. 2015) oder in der Wirtschafts- und Finanzsoziologie (bspw. Kalthoff 2011). Trotz dieser Etablierungen und empirischen Umsetzungen ist aus meiner Sicht nicht zu übersehen, dass die konzeptionellen Bemühungen der vergangenen Jahrzehnte, den Praxistheorien eine klarere Kontur zu geben (Reckwitz 2000; Schatzki et al. 2001; Schäfer 2013), in eine Phase geraten sind, die ein erneutes Nachdenken sinnvoll erscheinen lässt. Allein die im Umlauf befindlichen Begrifflichkeiten – die Rede von Praxis, Praktiken, Praxen, Praktik, Praxeografie, Praxeologie – deuten darauf hin, dass dieses theoretische Experiment fruchtbar gewesen ist, aber auch etwas Ratlosigkeit erzeugt und hinterlassen hat. Und das Konzept der Praxis selbst? Erkennbar ist, dass es praktikabel ist, denn es wird in der Literatur relativ frei sowohl als das Erklärende als auch als das zu Erklärende verwendet. Dennoch wirft es in seinen Elementen auch Fragen auf. Zu den Elementen zähle ich das Handeln und seine Variationen, die Umsetzung von Regeln und Befindlichkeiten, Ziele und Gefühle. Schließlich die materielle Basis der Praxis: Soziale Praxis ist untrennbar mit Artefakten, Objekten, Zeichen, Substanzen etc. verbunden. Die Welt des Daseins und die Welt der Dinge formen – folgt man Martin Heidegger (2001) – eine nicht hintergehbare Einheit. Die Bedeutung der Dinge

trägt die Welt des Daseins an sie heran, ebenso die Vorstellung davon, wie sie gebraucht werden können. Die Dinge (»Zeug«) haben verschiedene Möglichkeiten zu sein – sie verweisen also auf mögliche Weisen des Gebrauchs und diese Verwiesenheit ist *a priori* gegeben. Zugleich verlangen sie dem besorgenden Umgang mit ihnen auch etwas ab, und zwar das Wahrnehmen und Erkennen dessen, wofür Dinge nicht gut geeignet sind. Aus diesen Anforderungen an den Umgang mit Dingen ergibt sich eine Grenze ihrer Verwendungsmöglichkeit; diese Grenze aber setzt der Mensch (das Subjekt) in seinem und durch seinen Gebrauch.

Im Folgenden gehe ich am Beispiel ökonomischer Darstellungen auf diese Themen ein. Zunächst skizziere ich die aus meiner Sicht zentralen Formen, in denen die ökonomische Welt dargestellt wird. Der Fall, an dem ich diese Frage explizieren möchte, sind Finanzinstitutionen, die auf ganz unterschiedliche Weise auf ganz verschiedenen Märkten ökonomisch handeln. Ich werde darlegen, dass sich diese Darstellungen soziologisch nur erschließen lassen, wenn die Praxis des Darstellens in den Blick genommen wird (2.). Daran schließe ich eine Diskussion der skizzierten Elemente der Praxis auf einer allgemeineren Ebene an. Hier werde ich auf den Handlungsbegriff, die Befindlichkeit und insbesondere auf die Materialität sozialer Praxis eingehen (3.).

2. DARSTELLUNGSWEISEN DES ÖKONOMISCHEN

Die Frage, wie Finanzinstitutionen ihre Investitionsentscheidungen treffen, führt schnell zu dem Umstand, dass Finanzinstitutionen die ökonomische Welt ›dort draußen‹ auf verschiedene Arten und Weisen innerhalb ihrer Organisationen methodisch verfügbar machen, das heißt darstellen. Hierzu greifen sie auf die ökonomische Selbstdarstellung der Akteure zurück (etwa Bilanzen) oder entwerfen eigene Fremddarstellungen; dies geschieht oft auf der Basis selbst erzeugter oder erworbener Informationen. Die Darstellungen ökonomischer Sachverhalte sind ein zentraler Bestandteil des Handels auf den Finanzmärkten; das Tätigen von Transaktionen, das Beobachten des Marktes, die Bewertung von und die Entscheidung für Investitionen – alle diese Praktiken sind in die Darstellungen eingebettet. Mit ihnen versuchen die Teilnehmer alltäglich und wiederkehrend ihr zentrales Handlungsproblem zu lösen: Was ist eine sinnvolle Investition und was nicht? Welchen Informationen kann man trauen und welchen nicht? Welche anderen Akteure sind sichtbar oder unsichtbar im Spiel? Hiermit reagieren die Teilnehmer (1) auf das volatile Geschehen der Märkte, (2) auf die alltäglichen Entscheidungen, deren Tragweite sie nicht immer voraussehen können, (3) auf die Einführung neuer Finanzprodukte, die oft an anderer Stelle entwickelt und erprobt worden sind und (4) auf die Anwendung neuer Tools, die eine einfache Oberfläche für den Vollzug des Fi-

nanzhandels bieten, aber das Kalkulieren und Modellieren in der Tiefe der Software verborgen halten. Diese und weitere Aspekte werfen Fragen auf, die Antworten von den Handelnden erfordern, die aufgrund lokaler Bedingungen und Traditionen sehr unterschiedlich ausfallen. Dass Entscheidungen über Finanzinstitutionen unterschiedlich ausfallen, hat u.a. mit risikoaffinen oder risikoaversen Handlungsmustern sowie mit Konjunkturen bestimmter Produkt- oder Investitionsmoden zu tun. Drei Formen der Darstellung lassen sich unterscheiden: die technische Darstellung, die zeichenförmige Darstellung und die körperliche (mündliche, gestische) Darstellung; auf die Darstellung durch Architektur gehe ich nicht ein.

2.1 Darstellung durch Technik

Unübersehbar ist, dass Finanzmärkte durch die Revolutionen in den Informations- und Kommunikationstechnologien in der Weise ermöglicht werden, wie wir sie heute in ihrer geradezu unüberschaubaren Dynamik kennen: vom Ticker des 19. Jahrhunderts über Infrarot-Übertragungen auf dem Chicago Board Options Exchange (CBOE) bis hin zu algorithmisch gesteuerten und automatisierten Preisfindungs- und Handelsmechanismen an den Börsen. Diese technischen Artefakte erlauben es, überhaupt zu handeln und zu kalkulieren. Ihr Hintergrund sind große technische Systeme (Hughes 1989) mit eigenen Satelliten- und Telefonleitungen, die etwa ein Einwählen über eigene Codes und Erkennungen ermöglichen. Diese enorme technische Infrastruktur steht ferner für ein permanentes Sichern und Konzentrieren der Daten in den Firmenzentralen sowie für ein permanentes Updaten der lokalen Bildschirme im globalen Netzwerk der Bankenwelt und Finanzmärkte.

Diese Technologien der Prozessoren und Monitore, der (Funk-)Verbindungen und Serverzentren erlauben aber nicht nur den Handel in Sekunden-schnelle, sondern auch die Beobachtung eben dieses operativen Geschäfts. Dies ist möglich, da die gerade erst getätigte Transaktion auf den Bildschirmen erscheint – eingearbeitet beispielsweise in die Bewegung der Börsenkurse, die ihrerseits ausschließlich in Zeichenform vorliegen. Der Bildschirm zeigt also etwas und drängt sich – medientheoretisch betrachtet – selbst nicht in den Vordergrund, sondern neutralisiert sich. Zugleich sind diese Technologien nicht nur erforderlich, um überhaupt handeln und beobachten zu können, sie haben auch eine symbolische Qualität. Denn sie umgeben die Finanzmarktakteure mit der Aura der kühlen technischen Präzision; sie suggerieren die Allverfügbarkeit, Transparenz und Behandelbarkeit von Daten und Informationen, und sie sorgen für eine zeitlich beschleunigte Synchronisierung der Akteure und auch für ihre Anonymisierung im Verfahren. Gleichwohl ist der Status der Subjekte – je nach Markt, Produkt und Handelsgeschwindigkeit – auf die Beobachtung und Bedienung der Apparate reduziert. Mit Heidegger (1954) kann

man diese Konstellation auch als »Gestell« verstehen: Es reduziert die menschlichen Teilnehmer auf bestimmte Funktionen, und es konstituiert den Markt durch die technische Apparatur und deren Beobachtungsmöglichkeiten.

Die technischen Objekte ermöglichen die Darstellung der Finanzmärkte, Aktienkurse, Unternehmen, Branchen etc. und machen sie in dieser Form verfügbar. Das heißt: Sie können beobachtet und bearbeitet werden. Allerdings suggerieren diese Artefakte auch, dass das, was sie zeigen, nicht der Effekt einer mechanischen Apparatur ist, sondern das Reale widerspiegelt. Diese Geräte und Objekte verdecken also – um ein Argument von Jonathan Crary (1996: 136) aufzugreifen – ihren eigenen Herstellungsprozess sowie die Konstruktivität, die in den Daten steckt, die sie hervorbringen und zeigen.

2.2 Darstellung durch Zeichen

Die semiotische Darstellung des Ökonomischen ist geläufig, denn man findet sie auf den Wirtschaftsseiten der Tageszeitungen, in den Fernsehnachrichten oder in den Geschäftsberichten der Banken und Börsen: In Grafiken, Tabellen und Texten werden wirtschaftliche Entwicklungen, Entscheidungen und Zusammenhänge visualisiert und verständlich gemacht. Anlehnend an Niklas Luhmann ließe sich sagen: Alles, was Finanzinstitutionen über die Welt der Finanzmärkte wissen, wissen sie über Medien, in denen ökonomische Praktiken, Finanzprodukte und Relationen dargestellt werden. Die Darstellung der ökonomischen *performance* geschieht also semiotisch, durch Zeichen – und diese Zeichen stammen aus dem Repertoire der alphabetischen, mathematischen und grafischen Schriften. Das heißt auch: Die ökonomische Welt präsentiert sich auf den Finanzmärkten nicht direkt in dinglicher Form, sondern nur in und durch Repräsentationsmedien, die das Abwesende zur Darstellung bringen. Zeichen als Repräsentationsmedien fungieren gewissermaßen als Mittler zwischen der Welt, die sie repräsentieren sollen, und der Welt, in der sie repräsentiert werden.

Die Repräsentation ökonomischer Sachverhalte geschieht durch Dokumente, die in digitaler oder Papierform verfügbar sind und zirkulieren. Die Frage ist nun, wie die Herstellung dieser Dokumente zu verstehen ist: Wird hier ökonomische Wirklichkeit abgebildet oder liegen diesen Darstellungen Konventionen, Vereinfachungen, homogenisierte Standards etc. zugrunde? Ich gehe von folgender Überlegung aus: Auf der ersten Ebene hat man es mit wirtschaftlichen Praktiken zu tun, bei denen Entscheidungen unter Bedingungen der Ungewissheit zentral sind, eine Ungewissheit, die sich auch im Innern der Finanzorganisationen fortsetzt. Hier muss tagtäglich auf der Basis von Darstellungen – die Teilnehmer sprechen von »Informationen« – über Transaktionen und Investitionen entschieden werden. Auf der zweiten Ebene gibt es dann die Arbeit an den Darstellungen, die den Entscheidungen zugrunde liegen.

Für Teilnehmer, die Investitionsentscheidungen treffen, ist die Überzeugung wichtig, dass die Darstellung der ökonomischen Wirklichkeit – wie kontingent auch immer – etwas mit der Wirklichkeit zu tun hat (Rottenburg et al. 2000). Diese Überzeugung bewegt sich aber in Bezug auf die Qualität der »Information« laufend auf ungewissem Terrain; in Bezug auf die Darstellungsverfahren führt die Kontingenzunterstellung – systemtheoretisch formuliert – zu einer Dauerirritation.

Dass wirtschaftliche Praktiken, Transaktionen oder Sachverhalte repräsentiert werden können, liegt daran, dass es eine Arbeit am Dokument gibt. Diese Arbeit ist ein zentraler Bestandteil internationaler Finanzinstitutionen, der kontinuierlich und permanent in den Handelsräumen und in den rückwärtigen Büros (»Backoffices«) oder vorangehenden Design- und Entwicklungsbereichen abläuft und gegenwärtig ist. Diese Praktiken des Repräsentierens greifen auf numerische und mathematische, grafische und auch kartografische Formen zurück, die ihrerseits i.d.R. technisch als Software vorliegen. Der Gebrauch dieser technisch verfügbaren Formen aktiviert auch die in diesen Formen enthaltene Vorstellung darüber, wie eine Darstellung auszusehen hat (etwa eine Tabelle), wie sie komponiert ist, was sie glaubwürdig und überzeugend macht. Die Arbeit an der Darstellungsform verweist darauf, dass sie theoretisch induziert ist und keine neutrale, dem Dargestellten nichts hinzufügende Weise des Präsentierens ist. Die Darstellung bildet somit die ökonomische Welt nicht einfach ab, sondern legt eine bestimmte Sicht auf sie nahe.

Die Herstellung dieser Dokumente und Werkzeuge verstehe ich als eine Aktivität, die ökonomische Praxis nicht abbildet, sondern als eine ihrerseits Realität erzeugende und damit als eine Wirklichkeit einsetzende Praxis. Grundlage dieser Arbeit an der Repräsentation ist eine Infrastruktur mit verschiedenen Elementen: (1) eine Vielzahl von Konzepten, mit denen Produkte, Transaktionen, Kennziffern sprachlich benannt und vor allem unterschieden werden können, (2) Darstellungsformate (wie Tabellen, Listen, Kurven, Diagramme etc.) sowie (3) Berechnungsverfahren, von einfachen arithmetischen Operationen bis hin zu komplexeren mathematischen Wahrscheinlichkeiten. Für die (Finanz-)Soziologie ist insbesondere die Praxis des Programmierens wichtig, also die Herstellung von Software, die für bestimmte Produkte des Finanzmarktes vorgesehen ist (etwa der Handel mit Derivaten). Hier lässt sich im Detail beobachten, welche Annahmen in die Software eingehen, wie (Mikro-)Algorithmen mit ihren Entscheidungsbäumen und finanzmathematische Formeln geschrieben und in Programmiersprache übersetzt werden (Kalthoff/Maeße 2012). Man kann dann beispielsweise zeigen, wie ein Modell oder eine Gleichung in einzelne Schritte zerlegt, nacheinander in die Programmiersprache übertragen und bei jedem Schritt solange getestet werden, bis sie – aus Sicht der Teilnehmer – richtig funktionieren. Man kann ferner die Implementierung in der Finanzinstitution beobachten, die diese Software

in Auftrag gab, und wie das Funktionieren der neuen Software in Form eines Probehandelns beobachtet wird. Hierzu wird das operative System in das Testsystem kopiert, das dann simulierende Abläufe ermöglicht.

Mit dieser Arbeit an der Repräsentation werden Finanzmärkte und andere Regionen der Wirtschaft neu konstituiert. Mit der These der Neukonstitution nehme ich an, dass die empirische Welt in eine andere Darstellungsform gebracht wird und damit neu entsteht. Die externe Welt des Ökonomischen muss in diesen Darstellungsmedien und damit in semiotischer Form präsent gemacht werden, um für die Akteure überhaupt verfügbar und auch modellierbar zu sein. Es geht also nicht um den Verlust des Empirischen, sondern um seine Transformation. Wenn man so will, ist die zeichenförmige Darstellung ein Hinweis darauf, dass das Ökonomische *noch einmal gemacht* wird bzw. noch einmal gemacht werden muss, denn nur in dieser parallelen Zeichenwelt sind weitere Operationen, Handlungen, Tauschakte etc. anschließbar.

2.3 Darstellung durch den Körper

Neben den technischen und anderen Artefakten bewohnen menschliche Akteure die Welt der Finanzinstitutionen und der Finanzmärkte. Sie sind es, die die technischen Geräte bedienen, Darstellungsformate, Modelle und Berechnungsverfahren laufend für ihre Zwecke nutzen und umformen. Zugleich operieren sie in dem Rahmen, der ihnen von den Artefakten, Programmen und Formaten vorgegeben wird. Diese Praxis ist nicht als einfache Anwendung einer technischen oder mathematischen Regel zu verstehen, sondern als Verwendung in der Praxis, in der immer Verstehen und Interpretation mitläuft. Wichtig ist, dass die Teilnehmer ihr Verhältnis zum Markt körperlich ausagieren. Dies kann mündlich durch Interpretationen von Zahlen geschehen oder durch Ausrufe bei stark schwankenden Kursbewegungen. Neben der Sachlichkeit des ökonomischen Rechnens sind regelmäßige mündliche Aushandlungen, aber auch expressives Schreien, Rufen und körperliches Ausagieren von Gefühlen beobachtbar. Die Akteure leiden körperlich angesichts sinkender Kurse und Verluste auf den Märkten, oder sie freuen sich über den realisierten Gewinn oder den getätigten Deal. Diese emotionale *Geladenheit* ökonomischer Tauschsituationen entsteht dort, wo das Tauschobjekt selbst kein Neutrum, sondern ein – im Freud'schen Sinne – *besetztes Objekt* ist. Ein kurzer Auszug einer sehr laut und emotional geführten Konversation zwischen einem Devisenhändler und dem Marktgeschehen auf dem Bildschirm:

A: ... Mist! Mist! 350 biete ich. Mist, verflucht!

B: Hey!

A: Okay, okay. Ich kotze gleich. Hier steht kein Preis, und dann fordern sie nur Mist. Ich würd am liebsten nach Hause gehen.

OFF: Ninety three five, ninety three five

A: Jesus, um Gottes Willen, ich bete dich an. Biete, biete! Hau den Markt auf 3,30! Was ist das für ein Markt?! Was sind das für Infos, Infos, Infos?! Oh nein! ...

(Quelle: eigene Forschung)

In dieser Situation sinkender Währungskurse ist der Raum der Devisenhändler mit einem andauernden Piepton erfüllt, mit dem die Rechner diese negative Entwicklung akustisch wahrnehmbar machen. Über den alarmierenden Piepton legt sich eine Stimme aus dem *off*, die die aktuellen Kurse durchgibt. Durchdrungen ist diese akustische Szenerie von den Kommentaren der Devisenhändler und auch Investmentbanker, die aus dem benachbarten Investment Banking herbeieilen. Das Beispiel zeigt, wie ein Devisenhändler seiner Ohnmacht gegenüber der Marktentwicklung, fehlenden Preisen und mangelnden Informationen sprachlich und körperlich Ausdruck verleiht; sein Gestikulieren, sein Kopfschütteln und sein starrer Blick auf den Bildschirm drücken diese Anspannung körperlich aus. Seine Instrumente der technischen Kommunikation und der Analyse sind in diesen Momenten gegenüber einem rapide fallenden Kurs unbrauchbar geworden. Ihm bleiben zunächst nur die Beobachtung und die lautstarke, körperliche Kommentierung. Dieses akustische System, das das optische System der rechnergestützten Darstellungen ergänzt, erfüllt aber auch den sozialen Zweck der Informationsverteilung: Es informiert die Anwesenden über das aktuelle Geschehen und bietet eine Kulisse für das dramatische Geschehen auf den nur elektronisch verfügbaren Märkten. Die Aufführung dieser Emotionen ist zugleich eine bewusste Regelverletzung, denn sie kennt – in Differenz zur alltäglichen Kommunikation – keinen Adressaten. So sind diese Ausrufe auch körperlich dargestellte ritualisierte Akte, mit denen in einer Art Selbstgespräch den eigenen Gefühlen Ausdruck verliehen werden kann (Goffman 1981: 78f).

Ein anderer Fall sind mündliche Aushandlungen zwischen Akteuren. Das körperliche Tun ist hier Sprechen und Hören, das sich in der Sprache als Darstellungsmedium vollzieht. Nicht selten werden diese Aushandlungen auf der Basis schriftlicher Dokumente und mittels Telefon zwischen den Zentren der Bank und ihren lokalen Einheiten durchgeführt. Eine Besonderheit dieser Ohr-zu-Ohr-Kommunikation ist es, dass die sinnliche Wahrnehmung des anderen auf das beschränkt ist, was zu Ohren kommt. Unmöglich ist es beispielsweise mit den Augen zu lesen, der Mimik des anderen, seinen Blicken und Bewegungen zu folgen. Eine solche Telefonkonferenz:

Bz1: ... You mentioned investors. [...] Is that a big western European company or is it widely spread?

- Tg1: They are widely spread. We don't have any information that big part of the shares belongs to one company.
- Bz1: Is it possible that the owner sells more of its shares?
- Tg1: In the future? ((Tg2 blättert in Unterlagen))
- Bz1: Yeah. In the near future.
- Tg1: As we know he will not sale the majority of his shares.
- Tg2: He wants to keep it. ((im Flüsterton zu Tg1))
- Tg1: He wants to keep it.
- Bz2: Okay. You mentioned in the rating...
- (Bz: Bankzentrale; Tg: Tochtergesellschaft der Bank; Quelle: eigene Forschung)

Verschiedene Sachverhalte werden in diesem Auszug erkennbar: Es wird erstens deutlich, dass hier ein geregelter sprachlicher Austausch vonstattengeht, der in einer offenbar sachlich-nüchternen Folge von Fragen und Antworten besteht. Kontrollierte Körper und Gefühle: keine Schreie, keine Rufe, keine Ausfälligkeiten. Auf der Basis einer schriftlichen Dokumentation, die von den Risikoanalysten einer Tochtergesellschaft erstellt und verschickt worden ist, versuchen die Risikomanager der Bankzentrale die Bedingungen des Geschäfts zu ermitteln. Zahlen und Informationen sollen die Frage klären helfen, mit welchen Akteuren die Bank es zukünftig zu tun bekommen könnte. Diese Ungewissheit lässt sich offenbar nicht allein durch die Lektüre der Zahlenwerke klären, sondern bedarf der direkten mündlichen Kommunikation darüber, was in der Dokumentation eigentlich zu lesen sein soll und worüber sie keine Auskunft gibt. In den Zahlen können sich Risiken verbergen: Die Grafiken können geschönt und die Beurteilung des Geschäfts kann fehlerhaft sein. Zweitens wird ein Wechselspiel der Sprecher erkennbar: Bankmitarbeiter wechseln vom Hintergrund in den Vordergrund, vom Modus des Schweigens und Zuhörens, Lesens und Initiierens, in den Modus des Sprechens. Das heißt, dass parallel zum aufgeführten Gespräch einige Nebengeschehen stattfinden, in denen ratifizierte Akteure engagiert sind. Abwechselnd beobachten sie das Geschehen, sorgen für Zeugenschaft und soufflieren Antworten, die die eigene Position plausibilisieren sollen (Goffman 1981: 124ff.). Drittens wird in dieser Sequenz ein bestimmtes Schema erkennbar: Fragen und Antworten, Rückfragen und Kommentare wechseln sich ab. Diese Frage-Antwort-Kommentar-Struktur erlaubt es, beispielsweise mit einer Frage immer fortzusetzen, neue Themen aufzubringen, alte Themen zu reformulieren. Der Ablauf dieser skizzierten Aushandlungen entspricht keinem herrschaftsfreien Dialog; er findet seine Grenze in dem strikten hierarchischen Gefüge der Finanzinstitution. So steht es den lokalen Risikoanalysten beispielsweise nicht zu, selbstständig zu entscheiden. Ihnen obliegt es vielmehr, Rede und Antwort zu stehen, zuzuhören und zu schweigen, aber nicht, viele Fragen zu stellen. Gleichwohl sind sie es, die ihre Absichten und Interessen in der Dokumentation des Geschäfts

(wissentlich) verbergen können. Indem sie das Geschäft schriftlich dokumentieren, verbergen sie wichtige ökonomische Aspekte. Und so sind die Risikomanager der Zentrale immer wieder auf das Wissen und die Kooperation der lokalen Risikoanalysten angewiesen. Denn sie kennen das Unternehmen, haben die Geschäfte mit angebahnt und begründet.

Diese Aushandlungen verweisen auf sich selbst als formale Verfahren (Rottenburg 2002): Sie lassen verschiedene, sachlich begründete Einschätzungen und Interpretationen, Korrekturen und Irrtümer zu. So wird auf diese Weise ein geteiltes Wissen in der Organisation verfügbar gemacht und dokumentiert. Damit dies auch funktioniert, lässt die Bank als Organisation ihre Mitglieder das sprechen, was sie, die Organisation, vorgesehen und vorformuliert hat – etwa in den Manuals zur Unternehmensbewertung. Das heißt auch, es wird immer schon erwartet, dass bestimmte Fragen gestellt werden. Nicht verhandelt wird allerdings die Darstellung selbst, denn sie liegt als standardisierte und verbindliche Form vor. Und es gelingt den Teilnehmern auch immer wieder, Anschlüsse zu finden und damit die Kooperation zu stabilisieren.

Man kann die verschiedenen Körperkonstellationen wie folgt differenzieren (Laube 2012): Es gibt einmal den *handelnden Körper*. Er ist der Träger von Handlungen, Aushandlungen und Entscheidungen, die die Teilnahme an den Märkten notwendig macht. Darüber hinaus erweitern die technischen Apparaturen die Fähigkeit des Menschen, Entwicklungen sehen und darüber befinden zu können. Die Körper der Finanzmenschen sind also *technologisch ausgedehnte Körper* mit einer anderen Beobachtungs- und Handlungsfähigkeit. Hiermit verknüpft ist auch der sensorische Körper, der mit seinen Wahrnehmungssinnen in das Geschehen integriert ist. Diese Beobachtungen deuten an, dass die wirtschaftssoziologisch inspirierte Idee einer Trennung von Märkten und individuellen Händlerkörpern weiter kritisch zu befragen ist, denn man kann das Geschehen so verstehen, dass der *Markt im Körper* der Finanzakteure ist – und folglich mit seiner Logik und seiner Volatilität, seinem Glauben an die Welt als Tausch und als Gewinner/Verlierer-Spiel leiblich gewordene Intentionalität.

Zusammenfassend ist festzustellen, dass die Praxis, die sich beobachten lässt, nicht einheitlich ist, keine geordnete epistemische Praxis ergibt, sondern auf vielfältige Weise widersprüchlich und inkongruent, an Sicherheit orientiert und angepasst ist (hierzu Vormbusch 2012). Praxis ist dann als ein verteiltes, auseinanderstrebendes Handeln zu denken, das sich im Fall der Finanzinstitutionen entlang verschiedener Gegensätze strukturiert: trauen/nicht-trauen; brauchbar/nicht-brauchbar; zuverlässig/unzuverlässig etc. Diese Gegensätze sind Pole, zwischen denen Praxis stattfindet und sich orientiert.

3. EINE EMPIRISCHE THEORIE DER PRAXIS

Die Darstellungsweisen der ökonomischen Welt sind mit der Praxis des Repräsentierens eng verbunden und ohne sie nicht zu denken. Gleichwohl ist die Vorstellung, es gebe ökonomische oder sozialwissenschaftliche Methoden der getreuen und verifizierbaren Repräsentation des Ökonomischen nicht überzeugend. Ich gehe vielmehr davon aus, dass die Praxis der Darstellung auf die Darstellung selbst einwirkt (Rottenburg et al. 2000). Auch ist die Praxis nicht von den Formaten zu trennen, durch die hindurch die Darstellung der Ökonomie vollzogen wird. Den kurzen, skizzenhaften Ausflug in die empirische Welt der Finanzinstitutionen werde ich nun dazu nutzen, einige aus meiner Sicht zentrale Annahmen praxistheoretischer Entwürfe zu diskutieren. Dies kann hier nicht vollständig geschehen, sondern oft nur andiskutiert werden. Was wird durch den vorhergehenden Abschnitt deutlich oder sichtbar? Man kann erkennen, wie Teilnehmer (diszipliniert) sprechen und mit Dokumenten umgehen, wie sie ein Hörspielsdrama mit mehreren Sprechern aufführen, zweifeln und (laut) verzweifeln; man sieht sie ferner mit Technik und Zeichenkombinationen umgehen, diese wahrnehmen und benutzen, um Produkte oder Beobachtungs- und Handelsinstrumente zu entwickeln. In diesen Tätigkeiten zeigen sich verschiedene Elemente des Konzepts sozialer Praxis, auf die ich im Folgenden eingehe.

3.1 Praxis – (soziales) Handeln und Handlung

Aus nachvollziehbaren Gründen haben sich soziologische Praxistheorien lange Zeit zurückhaltend bei der Verwendung von Begriffen wie »Handeln« und insbesondere »Handlung« gezeigt (aber: Giddens 1995). Zu sehr schien ihnen in diesen Begriffen ein strukturfunktionalistisches Konzepterbe virulent und performativ zu sein, durch das eine eigenständige Verwendung schwierig, wenn nicht sogar unmöglich wurde. Kann man etwa in den empirisch beobachtbaren Handlungen mehr sehen als die Erfüllung einer systemischen (Rollen-)Funktion oder die Realisierung rational entworfener Handlungsziele isolierter Akteure? An die Stelle dieser theoretisch induzierten Begriffe rückten begriffliche Substitute (etwa »Tätigkeiten«, »Aktivitäten«), die weniger Theorieballast versprachen. Diese Begriffsvermeidung hatte ihre Ursache auch in der aktivischen Anlage der Konzepte, die seine Verwender immer im Gegensatz von aktiv vs. passiv denken lässt. Das Handeln, selbst in seiner alltäglichen, »blinden«, d.h. routinenhaften Form, setzt ein einzelnes und aktives Individuum mit intentionalen Akten voraus – und sei es mit einem eher gefühlten als bewussten sozialen Sinn (Weber 1985: 10). Auch wenn soziologische Theorieschulen mitunter als nachlässig gegenüber der empirischen Vielfalt und Differenz des sozialen Lebens erschienen, so boten sie doch auch

wichtige Spuren für die (Weiter-)Entwicklung der Praxistheorien: Hierzu gehören u.a. die Konzepte der Intentionalität, der Mittel-Zweckorientierung und des Handlungssubjekts.

Praxistheoretische Konzeptionen, die – trotz theoretischer Vorsicht – nicht auf die Begriffe des Handelns und der Handlung verzichten wollen, finden in der Phänomenologie (Schütz 1974: 49ff.; Schütz/Luckmann 1984: 11ff.) sowie im Pragmatismus entsprechende Begründungen. Diese Rehabilitierung des alltäglichen sozialen Handelns kann u.a. mit George H. Mead oder mit Martin Heidegger formuliert werden. Es ist Martin Heidegger, der in *Sein und Zeit* (Heidegger 2001) den Umgang des Menschen mit etwas (»immer-schon-zutunhaben-mit«) als zentralen Ausgangspunkt setzt, und zwar als Kritik der Vorrangstellung des (kognitiven) Erkennens und der eigentümlichen Dichotomie von Theorie vs. Praxis. Der menschliche Handlungsraum ist demzufolge kein abgeleitetes Ereignis des menschlichen Bewusstseins, sondern die Grundlegung menschlicher Existenz, auf die andere Daseinsweisen aufbauen und anknüpfen. Hiermit wird weder die Differenz von Wissen/Können noch die von Erkennen/Handeln negiert (auch Wittgenstein 1984).

Es gibt also kaum Gründe, die dafür sprechen, auf den Begriff des Handelns oder der Handlung zu verzichten oder Praxis gegen Handlungen auszuspielen. Man kann es so formulieren: Handlungen formen sich im Zusammenhang sozialer Praxis aus, ohne jedoch in ihnen vollständig aufzugehen (Schatzki 2002). Mit der aktivischen Konnotation lässt sich soziales Handeln als eine Variation von Involviertheiten verstehen, die vom expliziten Handeln eines starken Subjekts als bewusster Autor dieses Handelns (etwa in Entscheidungssituationen) bis hin zu einem Geschehen-Lassen reicht, in dem sich das Subjekt der Situation hingibt und das, was geschieht, seinen Lauf nehmen lässt (etwa in stark überwachten, kontrollierten Settings). Dazwischen liegen Verhaltensformen, für die die Soziologie verschiedene Begriffe bereithält: Routinen und Wiederholungen, Bräuche und Riten, Unterlassungen und bloßes Verhalten (siehe Hirschauer in diesem Band). Zwei Aspekte sind hier zu bedenken: (1) Individuen, die diese Variationen sozialen Handelns vollziehen, sind dabei nicht notwendig auch die Subjekte ihres Handelns oder ihrer Praxis. Körpersoziologisch ist dieser Aspekt etwa von Bourdieu (1979) formuliert worden, und zwar als eine Dialektik von gesellschaftlicher Verfügung über den Körper und der Körper-/Leiberfahrung ihrer individuellen Besitzer. Diese Art beidseitigen Besitzverhältnisses bringt Dispositionen als einverlebte Persönlichkeitsmerkmale hervor. Wenn Individuen handeln, dann handeln sie in Bezug auf ihre (gesellschaftlich vermittelten) Neigungen sowie auf der Basis ihrer kulturellen Vermögen. (2) Darüber hinaus erfahren handelnde Individuen ihren Handlungsraum als eine komplexe soziale Realität, die widerständig ist, die Handlungen und Folgen vermischen kann (Giddens 1995: 58f.) und mitunter auch gar nicht als solche verfügbar ist.

Beziehen wir diese Überlegungen auf den oben geschilderten Fall der ökonomischen Darstellung: Erkennbar sind handelnde Individuen, die mit anderen Individuen (fernmündlich) kommunizieren oder mit ihren technischen und semiotischen Instrumenten interagieren und von diesen auch vorausgesetzt werden. Ihr Handeln ist in die *Praxis der Finanzkommunikation* eingebettet, d.h. in den operativen Vollzug von Transaktionen – auf den Devisen-, Kredit- und Aktienmärkten (Kalthoff/Köllmer 2015). Aber diese Praxis der Finanzkommunikation erschöpft sich nicht in den beobachtbaren Handlungen ihrer individuellen Teilnehmer. Sie setzt sich fort in den Buchungen, Planungen, rechtlichen Schriftstücken etc., d.h. in einer Vielzahl anderer Aktivitäten, Formate, Tätigkeiten, Prozesse, die die Finanzkommunikation ausmachen. Hierzu gehört auch, dass das Handeln als Handlung abgeschlossen sein kann. Kann man mit dem Begriff des Handelns stärker den realzeitlichen Prozess (etwas tun, unterlassen etc.) betonen, so mit dem Begriff der Handlung den (vorläufig) abgeschlossenen Bestandteil einer Praxis (Schütz 1974). Dieser kann natürlich wiederkehren und ›für Ärger sorgen‹ (Garfinkel) sowie für Überarbeitungen: Im Falle der ökonomischen Praxis sind dies etwa vorangegangene Fehleinschätzungen, fehlerhafte Berechnungen, zu langsames Reagieren etc. Diese Störungen, aber auch die (kleinen) Erfolge, tangieren das Wollen (»Um-zu-Motive«) der Teilnehmer sowie ihre Befindlichkeit und können zu einer Art zurückhaltender Sachlichkeit oder zu einem deutlichen Unmut führen. Ziele und Befindlichkeiten sind nun nicht als individuelle Natur oder Wesenszug von Menschen zu verstehen, sondern als Bestandteil größerer Praxiszusammenhänge oder gar gesellschaftlicher Konstellationen.¹

Erkennbar wird am Fall der Praxis ökonomischen Darstellens auch, dass das Handeln der Teilnehmer sozialen Regeln folgt, deutlich etwa an den Rede- und Schweigegeboten, die die Teilnehmer mit ihren Rede- oder Schweigezügen vollziehen. Sie können aber auch, wie das Beispiel der Devisenhändler zeigt, Regeln verletzen und von mithörenden Anwesenden auf diese Verletzung hingewiesen und an die Einhaltung der Regel erinnert werden. Das grundlegende Problem, das hiermit angesprochen wird, bezieht sich auf das Verhältnis von Regeln und beobachtbarem Handeln. Auf welche Art und Weise regeln, bestimmen oder repräsentieren Regeln das Handeln der Teilnehmer? Legen die Teilnehmer die Regeln immerzu und immer wieder neu aus, ohne sie einzuhalten oder zu übertreten?

1 | Man denke hier etwa an die (Aufbruch-)Stimmung der 1960er Jahre gegen den sozialen und politischen »Mief« der frühen Bundesrepublik oder an die Börsen-Stimmung der 1990er/2000er Jahre, die eine ganze Bevölkerung zu Aktienspielern machen wollte. Die Befindlichkeit der Teilnehmer ist von diesen sozialen Diskursen und (kollektiven) Imaginationen nicht zu trennen. Es lässt sich so formulieren: Die Befindlichkeit hat die Teilnehmer, nicht umgekehrt. Auf die *Selektion zur Praxis* gehe ich hier nicht ein.

Die Diskussion um den Stellenwert und die Bedeutung von Regeln wird oft mit Rückgriff auf die späteren Werke Wittgensteins geführt. Wittgenstein hat sich in seinem Spätwerk mit der Ansicht auseinandergesetzt, Regeln seien wie autonome, von der Praxis unabhängige Entitäten zu betrachten, die vor ihrer Anwendung den korrekten bzw. falschen Gebrauch definieren, also normativ und handlungsanleitend wirken. In verschiedenen Passagen legt Wittgenstein (1984: §§ 51ff., 81ff., 143ff.) dagegen dar, dass die Annahme, es gebe eine Autonomie explizit formulierter Regeln, zu einem Regress führt, der weder alle Zweifel ausräumen noch alle Aspekte des Handelns und der Begriffe abdecken kann. Vielmehr sind Regeln (des Grüßens, Zählens, Sprechens etc.) eingebettet in die Praxis (des Grüßens, Zählens, Sprechens etc.) und damit in die Übereinstimmung von Erwartungen. Wittgenstein betont demnach den praktischen Gebrauch von Regeln, aber nicht ihre anwendungsunabhängige Definition, aus der Anwendungen in der Praxis hervorgehen. Diesem Verständnis zufolge werden Regeln also nicht einfach umgesetzt – so als sei die Praxis schon da und bediene sich irgendwelcher Regeln –, sondern sie strukturieren Praxis und konstituieren Bedeutung; sie sind aber keine individuelle Angelegenheit, sondern intersubjektiv konstituiert. Das Verhältnis von Regeln und Handeln bezeichnet Goffman (1982: 11) als »strukturierte [...] Anpassungen«: Varianten des Handelns und Verhaltens, die soziale Ordnung ausmachen.

Diese strukturierte Anpassung ist in der empirischen Skizze erkennbar in den Sprechregeln, in der Ausrichtung der Körper an technischen Devices (Monitore, Keyboards, Telefonhörer, Schreibtische etc.) sowie im Erkennen und Fortsetzen semiotischer Sprachspiele (Graphen, Listen, Tabellen, Zahlen etc.). Die Idee, dass Teilnehmer Regeln folgen, impliziert nicht, ihr Handeln oder Verhalten schematisch zu erklären, sondern ermöglicht es, thematisieren zu können, wie die Teilnehmer in ihrer Praxis Übereinstimmung erzielen und damit ein geteiltes Verständnis über die Situation herstellen. Es führt meines Erachtens theoretisch nicht viel weiter, von der Beobachtung, dass Individuen in ihrem Handeln, Verhalten, Tun etc. »Regeln folgen«, auf eine *Gleichmäßigkeit* der Praxis zu schließen, aus der dann ihre *Regelmäßigkeit* abgeleitet wird, die ihrerseits mathematisiert und berechnet werden kann. Theoretisch aufschlussreicher ist es, von einer Wiederholung des Handelns, Verhaltens, Tuns etc. auszugehen, die nicht mit sich selbst identisch ist (oder sein muss), es aber erlaubt sowohl Routine als auch Veränderung und Wandel zu konzipieren.

3.2 Die Materialität der Praxis

Die Darstellung des empirischen Falles hat gezeigt, dass die Subjekte mit Artefakten unterschiedlichster Art zu tun haben, mit ihnen umgehen, mit ihnen hantieren, sie verwenden etc. Es geht praxistheoretisch demzufolge um Mensch-Objekt-Konstellationen. Praxistheoretische Konzeptionen des Sozia-

len gehen bislang davon aus, dass zwei Materialitäten konstitutiv für soziale Praktiken sind: Artefakte und Körper (Reckwitz 2003). Ich meine, dass diese Liste neu zu denken ist. Denn neben Artefakten und Körpern sind andere Materialien, Substanzen, Organismen, sinnliche Phänomene etc. Bezugspunkte und Bestandteile sozialer Praxis. Man denke etwa an die Performativität des Lichts im Theater, an Tier-Mensch-Beziehungen oder an die Rolle von Zeichen in sozialen Sonderwelten (Kalthoff et al. 2016).

In den oben beschriebenen Darstellungsweisen des Ökonomischen spielen Artefakte eine wesentliche Rolle, und zwar als technische Objekte: Datenträger, (Satelliten-)Verbindungen, Rechner etc. Sie dienen dazu, semiotische Repräsentationen von Märkten und Unternehmen, Kursbewegungen und Transaktionen, Mitspielern und Instrumenten verfügbar zu machen. Visualisiert wird durch die digitale Technologie aber in der numerischen, alphabetischen und grafischen Schrift. Hierzu gehört eine Vielzahl von Kalkulationsverfahren und -modellen, von aggregierten Indikatoren und Bewertungsformaten, von Accountingregeln und ökonomischen Simulationen, aber auch von so einfach erscheinenden Dingen wie Listen, Tabellen und Kurven. Ich hatte schon darauf hingewiesen, dass – körpersoziologisch mit Bourdieu formuliert – die Akteure nicht mehr allein Subjekte ihrer Praxis sind. Was es bedeutet, eine Praxis in Gang zu setzen, über die die Subjekte nicht mehr allein verfügen, lässt sich gut am Beispiel der Tabelle erläutern: Die Tabelle setzt u.a. Handeln in Gang (wie etwa das Ausfüllen von Zeilen und Spalten), sie affiziert Wahrnehmung (wie etwa das synoptische Sehen und Vergleichen), sie etabliert Regeln (wie etwa: Schreibe nicht zwischen die Spalten und Zeilen) und sie erzeugt einen Glauben an die Korrespondenz der Referenten (etwa zwischen Realität und Abbildung).² Im Falle komplexerer (Excel-)Tabellen mit einer hintergründig operierenden »Library« werden zudem die hier versteckten Formeln und Modelle in Gang gesetzt und »befolgt«. Die Praxis des Umgangs mit einer Tabelle ist somit eine Komposition von Handlungen und Wahrnehmungen, vom Befolgen von Regeln und Glauben an das Abgebildete (Rottenburg 2002: 159ff.). Beobachtet man also Finanz- oder Risikoanalysten beim Erstellen von und Umgehen mit Tabellen, so sind ihr Handeln, ihre Wahrnehmungen etc. in die Praxis, die die Tabelle vorgibt, eingebettet. Der Fall der Finanzinstitutionen macht offensichtlich, dass Zeichenkulturen konstitutiv für das Funktionieren dieser Lebenswelt (und auch anderer Welten) sind. Mit anderen Worten: Bezugspunkte sozialer Praxis sind technische Artefakte und Körper, semiotische Repräsentationen und weitere Objekt-Konstellationen. Für Finanzin-

2 | Nicht zu vergessen ist das *ästhetische Potenzial* der Tabellen und Grafiken, die in der Anordnung von Linien, Formen, Farben und Schrift auch bildnerische Qualitäten entwickeln, die wiederum affizierend und ansprechend – und in dieser Weise – überzeugend auf ihre Betrachter wirken.

stitutionen heißt dies, dass der Einsatz und die Verwendung ökonomischer Repräsentationen die Transaktion, die Märkte, die Profite, die Verluste etc. konstituieren.

Einer praxistheoretischen Betrachtung stellt sich eine Herausforderung, die durch den Gegenstand selbst vorgegeben wird und wodurch die Soziologie Technikentwicklung und Technikanwendung beobachten kann: Die Herausforderung besteht darin, praxistheoretisch zu bestimmen, wie die Übertragung von Handlungsinitiativen an Technologie konzeptionell gefasst werden kann. Welche Rolle fällt den Entwicklern zu; welche Rolle fällt (überhaupt noch) den Verwendern zu? Was heißt in diesen Fällen noch »sozialer Gebrauch« und wie lassen sich diese Technologien von den Subjekten kontrollieren und beherrschen? Wie reagieren Praxistheorien also konzeptionell auf die *Technisierung von Gesellschaft*? Der oben skizzierte Fall der ökonomischen Repräsentation enthält auch einen kurzen Seitenblick auf die Finanzmathematik: Sie designt die Instrumente, überträgt sie in bedienbare Programme und bringt damit die Instrumente zum Laufen. Diese digitalen Instrumente enthalten im dargestellten Fall sogenannte Algorithmen. Algorithmen sind in digitale Zeichenform gebrachte Regelstrukturen und Handlungsanweisungen, die einen immer gleichen Ablauf mit bestimmten Aufgaben verbinden (etwa die Beobachtung von Käuferverhalten und die Durchforstung von Daten). Ihr Merkmal ist ihr Automatismus und ihre Schnelligkeit. Sie benötigen – einmal in Gang gesetzt – kein menschliches Hantieren, keinen Umgang mit ihnen: Sie entscheiden, sie dokumentieren, sie investieren; sie kommunizieren mit Rechnern, mit denen sie verbunden sind; sie durchforsten sehr große Datenmengen (»Big Data«), für die sie den Zugriff erhalten. Die Handlungsinitiative und auch die Entscheidungsfähigkeit sind somit in Algorithmen eingebaut; ihr Effekt ist eine geradezu automatisierte Gestaltung der Märkte, der Kunden und des operativen Geschäfts.

Die Herausforderung besteht hierbei zunächst in methodischer Art: Wie kann und soll die Modellierung dieser Zeichenketten erforscht und beobachtet werden? Über welches Sachwissen müssen Soziologen verfügen, um diese Welt empirisch überhaupt beobachten zu können? Aus meiner Sicht geht es bei der Erforschung dieser, die digitale Welt konstituierenden Formen insbesondere darum, das Herstellen und Zum-Laufen-Bringen dieser Instrumente zu explizieren. Die theoretische Herausforderung besteht darin, eine praxis- und materialitätstheoretische Soziologie (oder: Denkschule) zu entwickeln, welche die verschiedenen Ebenen des Artefakt-, Ding- oder Zeichengebrauchs einfangen kann. Grob kann man drei Ebenen unterscheiden: den Umgang mit einfachen Dingen (etwa das Schreiben mit einem Stift, das Schnüren von Schuhen), die Bedienung von Maschinen (etwa das Bremsen eines Autos als In-Gang-Setzen einer Hydraulik) und den Umgang mit komplexer Technologie (etwa medizinische Fernoperationen).

Die Debatten der letzten Jahrzehnte über ein adäquates Verständnis von (technischen) Artefakten gehen im Kern von der Überlegung aus, dass Technik von Menschen erfunden, gestaltet und zum Laufen gebracht wird. Diese Position findet sich sowohl bei den Vertretern des Humanismus (Berger/Luckmann; Bijker; Pinch; Collins) als auch bei Vertretern des Posthumanismus (Latour; Luhmann). Die zentrale, von Bruno Latour und anderen entwickelte und begründete Differenz besteht nun darin, den einmal eingeführten technischen Artefakten eine ganz eigenständige Beschaffenheit und Wirkmächtigkeit zuzuschreiben und dies auch sozialtheoretisch zu begründen. Sie sind nicht willige Werkzeuge in unseren Händen, sondern Gestalter unserer Lebenswelten und unseres Handelns (Latour 2001). Und genau an diesem Punkt scheiden sich bekanntlich die theoretischen Optiken und beflügeln die Debatte mit den Fragen: Handeln Artefakte und sind sie daher symmetrisch als Akteure (»Aktanten«) zu sehen? Oder sind Artefakte in ihrer symbolischen Qualität und in ihrer sozialen Verwendung zu erforschen? Ich meine, dass das Symmetriepostulat die Soziologie in eine ganz eigentümliche Situation manövriert hat. Die Rede von »Aktanten« hat die Differenzen verwischt, die zwischen den (menschlichen wie nicht-menschlichen) Teilnehmern nach wie vor bestehen. Es ist daher vielleicht nicht überraschend, dass die Akteur-Netzwerk-Theorie mit ihrem technikwissenschaftlichen Profil die menschlichen Individuen geradezu in die Rolle von Programm-Vollziehern drängt – aber ihre Körper und Sinne, Wünsche und Vorstellungen spielen keine zentrale Rolle, und so wirken diese Dimensionen des individuellen Seins auch kaum auf die (technische) Wirklichkeit zurück. Es ist daher wichtig, nach Theoriepositionen Ausschau zu halten, an die eine praxistheoretisch-empirische Forschung anknüpfen und mit der sie beide Perspektiven des Post-/Humanismus aufnehmen kann. Im Folgenden wird daher der Versuch unternommen, hierzu einen Beitrag zu formulieren. Der Versuch besteht darin, auf einer konzeptionellen Ebene zwei Konzepte zu diskutieren, die der sozial- und kulturwissenschaftliche Diskurs in der Regel voneinander trennt: Martin Heidegger mit seiner Philosophie des Dinggebrauchs und des Gestells und Erving Goffman mit seinem mikrosoziologischen Ansatz (ausführlich: Kalthoff 2014).³

Eine durch Goffman inspirierte Praxissoziologie konzentriert sich auf den Vollzug der *performance* des Sozialen; sie bietet den Vorteil, vor technizistisch anmutenden Neigungen der Sozialanalyse, wie sie mitunter den ethnomethodologischen Diskurs durchziehen, eher gefeit zu sein. Sie bietet tendenziell auch den Vorteil, strukturierende Wirkungen von Interaktionen in den Blick nehmen zu können und damit die Mikroordnung zu verlassen. Eine andere zeit-räumliche Ausdehnung wird sichtbar, wenn materielle Objekte in den ana-

3 | Auch andere Kombinationen sind denkbar, etwa von Postphänomenologie und Ethnomethodologie.

lytischen Blick genommen werden. Mit Heidegger kann eine solche Soziologie vier Möglichkeiten des Objektgebrauchs betrachten: Erstens wird die Verwendung materieller Objekte im Alltag geradezu blind vollzogen. Voraussetzungen hierfür sind die Vertrautheit im *Umgang* mit den Objekten sowie ihre Verlässlichkeit, mit der sich Objekte nicht aufdrängen, sondern sich vergessen machen. Das Vergessen des Objekts ist somit ein zentrales Merkmal einer Praxis mit Objekten. Zweitens, die Kehrseite des Vergessens ist der Bruch mit der Vertrautheit: Gebrauchte Objekte werden als eben diese Objekte gegenwärtig und als solche behandelt. Nicht mehr der sie vergessende Gebrauch steht im Vordergrund, sondern die Aufmerksamkeit richtet sich auf das Objekt selbst, um Verlässlichkeit – und damit Dienlichkeit – wieder herzustellen. Drittens kann man die technikkritische Perspektive des Gestells und die Idee der Versammlung zusammenbringen (Ihde 1990). Auch Artefakte wie der Krug stellen Menschen und Naturdinge in einen Zusammenhang, in dem sie bestimmten Zwecken unterworfen sind: Der Mensch wird beim Ausschanken zum willigen Gehilfen des Krugs und das Wasser als trinkbarer Inhalt zu seiner Ressource. Umgekehrt ›versammelt‹ auch moderne Technik, indem sie Menschen und Dinge in einem sozialen Geschehen sinnhaft miteinander verbindet. Mit dem späten Heidegger lässt sich also das Subjekt-Objekt-Verhältnis umkehren: Nicht mehr der menschliche Akteur bedient sich eines materiellen Objekts, sondern wird von diesem für eigene Zwecke eingespannt und ›versammelt‹. Ein Beispiel: Indem wir moderne Kommunikationstechnologien nutzen, sind wir durch diese Technologien nicht nur in virtuellen Räumen ›versammelt‹, sondern auch darin eingespannt, diese virtuellen Räume mit Leben zu füllen, was wir mithilfe der Technologien tun, die uns an diese Orte tragen. Mit Heidegger kann die Soziologie sowohl sozio-materielle Praktiken erforschen, die ihren Dinggebrauch vergessen haben (Mikroebene), als auch große technische Systeme erkunden, die die Menschen in ihre Funktionsweise einbinden (Makroebene), ohne dabei die praktische Verwendung durch die Nutzer zu ignorieren. Viertens gerät mit Heidegger in den Blick, dass Dinge ganz unterschiedlich für menschliche Praxis relevant sein können: als transparentes Werkzeug, als aufdringliches Objekt oder als technisches System, das seine menschlichen Nutzer unter Sachzwänge drängt. Auch dies setzt eine solche Perspektive von der Akteur-Netzwerk-Theorie ab, die im Kern von einer Zwei-Welten-Ontologie ausgeht: das Tun der Menschen folgt der Theorie, die in technische Artefakte eingelassen ist.

In Bezug auf die Sozial- und Kulturwissenschaften, die eine Verbindung von Ding- und Praxissoziologie anstreben, bedeutet dies erstens, eine dingliche Rahmung zu thematisieren, durch die menschliche Interaktionen in den verschiedensten Zusammenhängen kanalisiert, gefiltert und möglich werden. Es bedeutet aber auch, die größeren Zusammenhänge ausfindig zu machen, in die diese sozio-dingliche Praxis eingebettet ist (Cress 2015). Es bedeutet zweitens, sowohl die Verwicklung der sozialen Akteure in und durch die Objekte

als auch die Verwicklung der Dinge in ihrem Gebrauch empirisch und theoretisch auszuloten. Betrachtet man Personen (soziale Akteure), Objekte und Zeichen jeweils als Medien von Praxiszusammenhängen, dann hat man es mit sich überschneidenden Dynamiken zu tun. Im Unterschied zu anderen Ansätzen wird Performativität also mikroanalytisch in den Praxiskontexten, Objekten und Medien aufgesucht und nicht als eine Wirkung großer technischer Konstellationen verstanden. Die Handlungsinitiative, die dann sichtbar wird, ist das Zusammenspiel dieser Teilnehmer. In dieser auf Materialität ausgehenden Perspektive wird den Objekten, Zeichen, Substanzen etc., die unsere Welten bewohnen, eine wichtige Rolle bei der Performanz (oder: dem Vollzug) der Praxis eingeräumt. Sie sind Teilnehmer, sie sind Praxis, aber sie sind dies in einer ganz spezifischen und von Situation zu Situation variierenden Form – abhängig von anderen Anwesenden. Ihr gemeinsamer Fluchtpunkt sind Wissensordnungen in spezifischen Feldern oder Lebensformen.

4. SCHLUSS

Ausgangspunkt des Textes war die Frage, wie praxistheoretische Konzepte weiter entwickelt oder auch präzisiert werden können. Er suchte Auswege aus verschiedenen konzeptionellen Dilemmata: u.a. zwischen einem etwas beliebigen Begriff der Praxis (Praktik, Praktiken, Praxen...) und einem allzu engen Handlungsbegriff sowie zwischen einer engen Materialitätsvorstellung und technikwissenschaftlicher Asymmetrie. An einem empirischen Fall – der Praxis ökonomischer Darstellung – wurden hierzu zwei Themen vertieft: zum einen das Verhältnis von Praxis und Handeln (Handlung, Aktivitäten, Tätigkeiten etc.), zum anderen die Materialität der Praxis.

Wenn Praxis einen umfassenderen Zusammenhang beschreibt als Handeln und Handlung, so bleibt es dennoch die Aufgabe der Praxistheorie, die Teilnehmer mit ihren Befindlichkeiten, das heißt ihrem sinnlichen wie emotional verstrickten Erleben, und in ihrem Bezug zur Sozialität – im Sinne Merleau-Pontys (2007: 160): das »Sozial-Meinige« – zu berücksichtigen. Die soziale Bedeutung der Befindlichkeit ist in diesem Text am Beispiel der ökonomischen Darstellung diskutiert worden. Deutlich wurden die soziale Entäußerung in einer Krise und das sachliche Vorgehen in einer Aushandlungsroutine. Die Kehrseite ist die Materialität der Praxis, für deren konzeptionelle Ausdehnung hier plädiert wurde. Am Beispiel (großer) technischer Artefakte und verschiedener Darstellungsmedien hat der Text diese konzeptionelle Ausdehnung expliziert. Empirisch bedeutet dies, die Logik und Wirkung der kleinen wie der großen Formen systematisch in den Blick zu nehmen. Fragt man nun danach, wie sich die hier dargestellten Elemente respektive Dimensionen des Praxiskonzepts und seiner Materialität zueinander verhalten, so lautet die

Antwort, dass sie *gleichursprünglich* sind. Das heißt: Sie bringen auf je eigene Weise Praxis hervor, sind in je spezifischer Weise an ihr beteiligt und können situativ aktualisiert oder eingeklammert werden.

LITERATUR

- Alkemeyer, Thomas/Kalthoff, Herbert/Rieger-Ladich, Markus (Hg.) (2015): Bildungspraxis. Körper – Räume – Objekte, Weilerswist.
- Crary, Jonathan (1996): Techniken des Betrachters. Sehen und Moderne im 19. Jahrhundert, Dresden.
- Cress, Torsten (2015): »Social Situations and the Impact of Things. The Example of Catholic Liturgy«, in: *Nature and Culture* 10 (3), S. 381-399.
- Giddens, Anthony (1995): Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Frankfurt a.M.
- Goffman, Erving (1981): *Forms of Talk*, Philadelphia.
- Goffman, Erving (1982): Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung, Frankfurt a.M.
- Heidegger, Martin (1954): *Vorträge und Aufsätze*, Stuttgart.
- Heidegger, Martin (2001): *Sein und Zeit*, Tübingen.
- Hughes, Thomas P. (1989): »The Evolution of Large Technological Systems«, in: Wiebe E. Bijker/Thomas P. Hughes/Trevor Pinch (Hg.), *The Social Construction of Technological Systems*, Cambridge, MA, S. 51-82.
- Ihde, Don (1990): *Technology and the Lifeworld. From Garden to Earth*, Bloomington, IN.
- Kalthoff, Herbert (2011): »Un/Doing Calculation. On Knowledge Practices of Risk Management«, in: *Distinktion. Scandinavian Journal of Social Theory* 12 (1), S. 3-21.
- Kalthoff, Herbert (2014): »Die Dinglichkeit der sozialen Welt. Mit Goffman und Heidegger Materialität erkunden«, in: Christiane Thompson/Kerstin Jergus/Georg Breidenstein (Hg.), *Interferenzen. Perspektiven kulturwissenschaftlicher Bildungsforschung*, Weilerswist, S. 71-88.
- Kalthoff, Herbert/Cress, Torsten/Röhl, Tobias (Hg.) (2016): *Materialität. Herausforderungen für die Sozial- und Kulturwissenschaften*, Paderborn.
- Kalthoff, Herbert/Köllner, Sonia (2015): »Finanzkommunikation als Praxis ökonomischen Darstellens«, in: Bettina Heintz/Hartmann Tyrell (Hg.), *Interaktion – Organisation – Gesellschaft revisited. Anwendungen, Erweiterungen, Alternativen. Sonderband der Zeitschrift für Soziologie*, Stuttgart, S. 390-407.
- Kalthoff, Herbert/Maeße, Jens (2012): »Die Hervorbringung des Kalküls. Zur Praxis der Finanzmathematik«, in: Herbert Kalthoff/Uwe Vormbusch (Hg.), *Soziologie der Finanzmärkte*, Bielefeld, S. 201-233.

- Latour, Bruno (2001): »Eine Soziologie ohne Objekt? Anmerkungen zur Interobjektivität«, in: Berliner Journal für Soziologie 11, S. 237-252.
- Laube, Stefan (2012): »Im Takt des Marktes. Körperliche Praktiken in technologisierten Finanzmärkten«, in: Herbert Kalthoff/Uwe Vormbusch (Hg.), Soziologie der Finanzmärkte, Bielefeld, S. 265-284.
- Lukács, Georg (1970): Geschichte und Klassenbewußtsein. Studien über marxistische Dialektik, Neuwied.
- Merleau-Ponty, Maurice (2007): »Der Philosoph und die Soziologie«, in: ders., Zeichen, Hamburg, S. 139-161.
- Reckwitz, Andreas (2000): Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms, Weilerswist.
- Reckwitz, Andreas (2003): »Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken. Eine sozialtheoretische Perspektive«, in: Zeitschrift für Soziologie 32 (4), S. 282-301.
- Rottenburg, Richard (2002): Weit hergeholte Fakten. Eine Parabel der Entwicklungshilfe, Stuttgart.
- Rottenburg, Richard/Kalthoff, Herbert/Wagener, Hans-Jürgen (2000): »In search of a new bed: Economic representations and practices«, in: dies. (Hg.), Facts and figures. Economic representations and practices, Marburg, S. 9-34.
- Schäfer, Hilmar (2013): Die Instabilität der Praxis. Reproduktion und Transformation des Sozialen in der Praxistheorie, Weilerswist.
- Schatzki, Theodore R. (1996): Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social, Cambridge.
- Schatzki, Theodore R. (2002): The Site of the Social. A Philosophical Account of the Constitution of Social Life and Change, University Park, PA.
- Schatzki, Theodore R./Knorr Cetina, Karin/Savigny, Eike von (Hg.) (2001): The Practice Turn in Contemporary Theory, London.
- Schütz, Alfred (1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie, Frankfurt a.M.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1984): Strukturen der Lebenswelt, Band 2, Frankfurt a.M.
- Vormbusch, Uwe (2012): »Zahlenmenschen als Zahlenskeptiker. Daten und Modelle im Portfoliomanagement«, in: Herbert Kalthoff/ders. (Hg.), Soziologie der Finanzmärkte, Bielefeld, S. 313-337.
- Weber, Max (1985): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie, Tübingen.
- Wittgenstein, Ludwig (1984): »Philosophische Untersuchungen«, in: ders., Tractatus logico-philosophicus. Tagebücher 1914-1916. Philosophische Untersuchungen, Frankfurt a.M., S. 225-280.

